

*Gruša, Jiří: Glücklich heimatlos. Einblicke und Rückblicke eines tschechischen Nachbarn.*

Hohenheim Verlag, Stuttgart, Leipzig 2002, 240 S.

Dieses Buch steckt voller Aphorismen, Assoziationen, Aperçus. Es gibt nicht viel Literatur dieser Art. Man muss langsam lesen. Der Autor geht offenbar davon aus, dass die gewohnte, wenn nicht die gewöhnliche Sprache in unseren Köpfen allzu flache Spuren hinterlässt. Er formuliert deshalb verfremdet, versteckt, verhohlen mit vorzüglicher Sprachbeherrschung, und deswegen umso nachhaltiger. Er beschreibt das ironische Geheimnis des realen Sozialismus, so wie man den Schrecken verbirgt, der zu grausam demütigt, als dass man ihn unverhüllt vorzeigen könnte. Geradeheraus könnte die Erzählung Entsetzen verbreiten oder – noch schlimmer – nach den millionenfachen Erlebnissen von Krieg und Vertreibung, von Bomben und Besatzung, von Protektorat und KZ-Terror zur Banalität herabsinken.

Gruša schreibt seit mehr als zwanzig Jahren deutsch und er ist ein Dichter in des Wortes bester Bedeutung. Kein Poet, bestimmt kein Literat. Er ist ein Dichter, der seine Leser mit sich in eine höhere Form des Verständnisses nehmen will, wo Worte und Sätze in anderen Verbindungen stehen als im Alltag. Die idealistische Ohnmacht, die er dabei aber vermitteln muss, erinnert an das politische Selbstbild des Dichters aus der deutschen Klassik: „Was tun, spricht Zeus, die Welt ist weggegeben ...“.

Aber Gruša hängt durchaus an jener Welt, in der Zeus keinen Platz mehr für den Dichter zu vergeben hat. Er wird nach den ersten hundert Seiten in seinem Buch zum Chronisten in seiner zweiten, der deutschen Sprache, über das Nachkriegsdasein in seiner ersten, der tschechischen Heimat. Chronist eines Prager Winkel-Cafés in den Weinbergen, zerstört durch die kommunistische Sozialisierung, Chronist eines mühsamen Studiums in einer improvisierten Studentenbude, Chronist der klirrenden Panzerketten im August 1968, jener Tage, in denen einer der ehemaligen Spitzenfunktionäre den Staatspräsidenten Svoboda bis ans Flugzeug nach Moskau begleitete, um ihn zum Widerstand zu ermuntern, während eben die Freunde Grušas damals die Demaskierung des Sozialismus gegenüber der vorgeblich staatstragenden Arbeiterklasse als den Sieg ihrer moralischen Überlegenheit empfanden.

Gruša ist auch Chronist eines Realitätsverlustes und einer Umnachtung, eines ‚Absturzes‘, der ihn zu einem ‚Fall‘ in einer Klinik werden lässt. Seine Verse „Nebudu, tedy jsem“ (Ich werde nicht, also bin ich) von 1969 sind ihm bei seiner mühsamen Rekonvaleszenz zur Losung geworden (S. 61). Wortspiele, Sinndeutungen, mit denen er offenbar wieder Realitätsbezüge gewann als einer der Machtlosen im Kreis um den damaligen Dissidenten Václav Havel. Den Himmel des Zeus vermutete er zu dieser Zeit wohl nicht auf dem Olymp, sondern im Westen, und schließlich, als ihn irgendein Hauptmann Smolík als unnützen Intellektuellen in den Westen hatte gehen lassen, wurde er ebendort zum Chronisten der Verzweiflung über den chaotischen Kampf um eine bessere Welt, denn die Bundesrepublik der späten siebziger Jahre sah dem Himmel des Zeus gar nicht ähnlich.

Die Wessi-Welt erinnert an ein von keiner Zentrale reguliertes Mischmasch, in dem die Politik wie ein Fernmeldeamt funktioniert, das Anrufe registriert und nicht direkt den Inhalt. [...] Der

Urtyp des Führers, der mit harter Hand National-, Sozial- oder Moralbereinigungen zelebriert, wird verlacht. Er kann nur dort zur Geltung kommen, wo der Übergang in diese ‚irre‘ Welt noch nicht gelungen ist. Und erfrecht er sich, unbeugsam zu bleiben, hat er Schwierigkeiten. [...] Dort, wo immer mehr Leute reden dürfen, haben sie das Sagen. Dort, wo fast jeder das Sagen hat, wird nicht viel gesagt. Und wo nicht viel gesagt wird, geht man nicht so schnell von Worten zu Taten über. Wer jedoch keine neuen Worte mehr findet, findet nicht statt. (S. 82 f.)

Und dann aber:

Beim Anblick von soviel Gefahr verschlägt es einem die Sprache. Auch ich habe mich des öfteren dabei ertappt, ähnlich nachzugeben [...] und gäbe es die Wahrnehmung der Freiheit, die ich in Prag hatte, würde ich noch zögern [...]. (S. 86)

Die neue Welt hat neue Regeln. Die ‚postmoderne‘ Politik ist nicht mit den alten Maßstäben zu fassen, denn:

Die wahre Aufgabe der Politik hier ist nicht mehr die Erkennung und Vernichtung des Feindes. Nicht mehr die Ausgrenzung, sondern die Sorge um die ‚Durchblutung‘ des Organismus und erst dadurch seine Sicherung nach außen hin. Das Organische selbst bildet hier eine ‚aufnehmende‘ Grenze. Das mag paradox klingen, das Paradoxe aber hängt mit dieser Praxis eng zusammen. Es wird kein dialektisches Ringen betrieben. Der Konkurrent ist ein Kontrahent. An der Macht zu sein, bedeutet keinen Sieg im Daseinskampf, bloß ein attraktives Lotto um relative Vorteile. Und in einer relativen Zeit. (S. 93)

Diese Einsichten beschäftigen den in Deutschland damals kaum bekannten tschechischen Schriftsteller Gruša, während er nicht nur um das Verständnis der ‚Wessis‘ und ihrer Welt ringt, sondern auch sich selber als Emigrant einen Platz suchen will:

Wirklichkeit war das noch nicht, vor allem keine Identität für den Exulanten war solcherart zu finden [...]. Identität, die ich schätze, mag die Wirklichkeit, erkennt ihr vieldeutiges Gesicht. [...] Ihr Gott ist bescheiden. Er gibt nicht einmal seinen Namen preis. Und ist er ein Jahwe, so ist er nicht erpreßbar mit Worten ohne Halt. Und gewiß – unsere Identität ist nicht sein Job. (S. 75)

Rückblicke in die deutsch-tschechische Vergangenheit zeigen Gruša als scharfsichtigen und Manchem gewiss unbequemen Chronisten. Ruhig abgewogen ist sein Urteil über das Prager Deutsch und die Prager Literatur überhaupt, um die Jahrhundertwende entwickelt und „noch nachklingend zwischen 1918 und 1938“, und er erkennt die von den unverbesserlichen Volkstumskämpfern auf beiden Seiten ganz unverstandene Bedeutung der Prager Kulturinsel, „[...] ein integratives Deutsch zu sprechen und zu leben, das zum English Europas hätte werden können“. (S. 77)

Dagegen bewegt der Kampf von Rechtsansprüchen die einen wie die anderen, kristallisierend um die alte Begrifflichkeit der österreichischen Rechtsordnung: „Heimatrecht auf kakanisch, (kodifiziert 1863), wies auf die feudale Ortszugehörigkeit. Ein jeder Eingeborene, indigenus, besaß nämlich das Recht des Indigenats [...]“. Das war kein Recht auf, sondern ein Recht in der Heimat, „denn jeder war immer noch berechtigt, im Falle des Falles in seinem Heimatort nicht total unversorgt zu sterben“ (S. 134). Das stellt er der deutschen Vorstellung von Staatsbürgerschaft gegenüber, die sich, nach einem auch heute noch immer gültigen Gesetz von 1913, bekanntlich von der deutschen Abstammung herleitet, „vom Blut und nicht vom Boden“.

Grušas Aussagen über Einzelheiten des deutsch-tschechischen Verhältnisses im letzten Jahrhundert gereichten manchem Historiker zur Ehre:

So wie sich Portugal auf der iberischen Halbinsel ohne England kaum hätte halten können, hätten die Tschechen es gewiß schwer gehabt, als etwas mehr als eine Randgruppe der Westslawen zu agieren, hätten sie nicht Deutschland zur Stütze. (S. 103)

Wer glaubt eine solche Einsicht selbst heutigentags unter vielen gebildeten Tschechen, die immer noch umnebelt sind von den Thesen Palackýs, der den tschechisch-deutschen Kampf zum Sinn der tschechischen Geschichte erklärte? Und wer hätte nicht vor 50 Jahren so einen Satz geradewegs als Verrat am tschechischen Selbstverständnis angesehen?

Zur Staatsbürgerdiskussion nach der föderalen Verfassung von 1969 kommentiert Gruša:

In der Tschechoslowakei Nr. 4, die sich als föderal bezeichnete und feudal lebte, war alles irgendwie ironisch [...]. Kann man Bürger abschieben? Wenn wir selber darauf pochten, Bürger zu sein [...]. Kann man Leute abschieben, wenn man erlebt hat, daß selbst die größten Kollektive nie bloß homogen sind? [...] Es gibt keine kollektive Schuld, selbst wenn man große Kollektive einzelner Schuldiger kennt. Es gibt auch keine historische Verantwortung, die man den kleinen Nicht-Entscheidungssträgern in die Schuhe schieben könnte. (S. 117)

Es ist viel die Rede von den nationalpolitischen Sünden in Grušas Buch, aber das sind allenfalls gut formulierte Einsichten, keine neuen, über diese mit Recht als einmalig in Europa bezeichnete, von Gruša tief ausgelotete Nationalfeindschaft. Die Nordiren entzweit seit Jahrhunderten die Konfession. Die Böhmen waren einmal allesamt Katholiken, aber ihr abgrundtiefer Hass aufeinander war durch den gemeinsamen Glauben an ein- und denselben liebenden Gott nicht aufzuhalten und erreichte bei Romanciers wie Jakub Arbes und Hans Watzlik schon vor 1918 Spitzenwerte. Es gibt eine in Jahrzehnten gewachsene deutsch-tschechische Konfrontationsliteratur, um den wechselweisen und heute fast unbegreiflichen Hass der Großväter aufeinander so ziemlich vom Fundament an vorzustellen. Bei Gruša steht dieser Hass immer wieder am Pranger.

Er schreibt in aller Kürze ein fünfseitiges Aperçu über Edvard Beneš, dem der Historiker womöglich auch nach gründlicher und wohl noch eine Weile ausstehender Quellenanalyse nichts Wesentliches wird hinzufügen können. Er schreibt vom fleißigen Staatssekretär, der nie ein Staatsmann geworden ist, der 1938

nicht die Demokratie verteidigte, wofür er auch viele Deutsche dieser Zeit hätte gewinnen können [...] er kapitulierte und brach seinem Volk das Rückgrat. Auf eine bis heute nie völlig askurierte Art. Er schickte unsere Väter entehrt in die niedrigste Ära unserer Geschichte. (S. 174)

Dieses Urteil ist wichtig. Es entzweit heute noch Tschechen jeder Couleur und jeden Bildungsgrades. „Er hatte Glück, er starb im Bett und nicht mehr am Galgen wie viele andere. Ob es ihm klar wurde, daß er München eigentlich wiederholte?“ (S. 175)

Und dann, im Blick des Dissidenten der achtziger Jahre:

Die zivile Gesellschaft schien möglich, weil sie als Nachbarn einen deutschen Staat hatte, der ebenfalls zivile Werte ehrte und repräsentierte. Eine Erweiterung der Demokratie wäre wiederum ohne Aufhebung der Bipolarität undenkbar, und somit ohne deutsche Einheit. Zum ersten Mal in ihrer modernen Geschichte [...] haben Tschechen die Notwendigkeit eines einheitlichen deutschen Staates erkannt. (S. 118)

„Czechia rediviva!“ heißt es weiter bei Gruša (S. 119):

Havels Geste an die Adresse der ehemaligen Landsleute, die Unterstützung des Einigungsprozesses der Deutschen ohne Wenn und Aber, die Anerkennung der slowakischen Sehnsüchte nach Eigenstaatlichkeit und eine Umwandlung der wirtschaftlichen und politischen Strukturen – das sind die Hauptmerkmale der fünften und letzten Tschechoslowakei.

Der Mann, der diese Definition liefert, stand nach seinem Bekenntnis Václav Havel politisch damals sehr nahe – es ist eben jene Zeit, in der Gruša als neuer tschechoslowakischer, bald nur mehr tschechischer, Botschafter nach Bonn ging. Es hätte keinen Besseren im Sinne des Wortes geben können. Hier freilich wurden noch einmal Hindernisse aufgebaut, die das deutsch-tschechische Verhältnis bis heute, und gerade heute durch ein paar törichte tschechische Worte in jüngster Zeit von Neuem belasteten, wenn auch eine kluge deutsche Regierung Beleidigungen ins Leere laufen ließ. Gruša, inzwischen Botschafter seines Landes in Wien, hat diese Entgleisungen seines Ministerpräsidenten in seinem fast gleichzeitig erschienenen Buch nicht mehr kommentiert.

Bis dahin begegnet uns bei dem ‚glücklich heimatlosem‘ Autor eine seltene Bekenntnisschrift aus einer der einst bei uns vielbeachteten Emigrationen des Kalten Krieges. Man mag sie als historisches Zeugnis nehmen. Nur der zukunftsweisende europäische Optimismus, der den heute dienstältesten tschechischen Botschafter seit dem Ende des Kalten Krieges nicht verlassen hat, der sollte nicht der deutschen Ursünde den Tschechen gegenüber zum Opfer fallen: der Ignoranz!